

[Nachdruck verboten.]

22]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. Belle Grazie.

Die Geschichte mit Jürj hatte viel Staub aufgewirbelt, aber von all diesem Staub fiel auch nicht ein Körnchen ins Aug' des gnädigen Herrn von Dorowiz. Als ihm der Drab von der Einbringung des widerspenstigen Untertans Meldung erstattete, taten der Herr Graf ganz gleichgültig und eigentlich war's ja auch diesmal wieder der „Mexikaner“ gewesen, der die Sache mit dem Verwalter betrieben hatte. Der Herr Graf wollten nicht weiter „aigriert und molestiert sein“, wie der Mexikaner sagte. Im Grunde war auch das keine Lüge. Denn wann hätte sich jemals einer derer von Trampusch eines Bauern wegen die gute Laune stören lassen? Auch dies zu verhindern, bezahlte man schließlich seine Leute. Und Justiziar, Verwalter und Draben hatten bisher immer noch das Ihrige getan. Der gnädige Herr waren sogar bester Laune — hatten Heger und Förster doch nicht weniger als drei aufgebäumte Säbne gemeldet, die unweit die Dedung Petrowiz ihren Liebesruf hören ließen. Das war wieder einmal eine „hohe Jagd“ und die Leidenschaft dafür lag denen von Trampusch nun einmal im Blute! Kein Wunder, daß der gnädige Herr gerade an diesem Tage besonders leutfelig war. So leutfelig, daß er sich sogar herabließ, die Walzer und Ländler nachzupfeifen, die ihm der Wind von der „Gütt'n“ herüberwehte. Denn es war ja noch immer Kirchtag, drei Tage lang!

Wie er aber so in der Jagdkammer stand und die Ränfe der Flinten nachprüfte, die ihm sein Jäger nie blank genug putzen konnte, hörte er plötzlich ein leises Lachen hinter sich. Daß dieses Lachen und der Mexikaner zusammengehörten, wußte der Graf aus langjähriger Erfahrung. Er nahm sich deshalb nicht einmal die Mühe, den Kopf zu wenden.

„Na, Alter, was gibst's?“ fragte er bloß. Da hörte er, daß der „Mexikaner“ auch die Hände rieb. Rieb sein „maitre de plaisir“ aber die Hände, war immer eine besonders lustige Nummer in Sicht. Seine Gnaden stellten also die Flinte beiseite und geruhten, den Mexikaner auch anzusehen.

„Ich hab's ja gewußt,“ sicherte der in sich hinein. „Ich hab's ja gewußt. Sie ist gekommen und nun steht sie unten.“

Das Jägergelenk' im Aug' Seiner Gnaden verriet, daß er sehr wohl wußte, welch ein Bild ihm angetrieben wurde. Aber die von Trampusch waren viel zu trainiert, um sich das sofort merken zu lassen. Weshalb der Herr Graf die Augenbrauen hochzog, ein leichtes Gähnen markierte und endlich ein hab verwundertes, halb gelangweiltes: „Die — äh — welche?“ hören ließen.

„Du wirst schon höher steigen, mein lieber Voo,“ dachte der Mexikaner. „Man ist ja nicht umsonst zehn Jahre „maitre de plaisir“, um zuletzt nicht auch solche Mädchen wegzuhaben.“

„Welche wird es denn sein?“ sicherte er, noch immer händereibend. „Natürlich die Annaliese! Wir haben sie aber nicht vorgelassen. Weil Euer Gnaden weder „aigriert noch molestiert“ sein wollen!“

In die Augen des Grafen trat ein tödlicher Schein. Der kam von zwei Aederchen, die rechts und links in den Augäpfeln staken und sich sofort mit Blut füllten, wenn Seine Gnaden etwas heftig begehrten, ob es nun hinter einem Bild oder hinter einer Schürze herging. Die Koppel englischer Rüden, die der herrschaftliche Förster im Zwinger hielt, hatten denselben „Schweiß“ in den Lichtern, wenn sie zu „läuten“ begannen.

„Hohe Jagd,“ dachte der „maitre de plaisir“; „hohe Jagd,“ wartete aber in aller Ehrfurcht, daß nun der Herr Graf etwas sage.

„Was — was wollte sie denn?“ stieß der Graf hervor, und der Blick, mit dem er den Mexikaner streifte, war durchaus kein huldvoller.

Der „maitre de plaisir“ war nahe daran, wieder pfiffig die Hände zu reiben, unterließ es aber noch zur rechten Zeit. „Was solche Leute immer wollen, bitten und betteln,“ gab er ruhig zurück. „Diesmal dringlich werden, wegen einer gnädigen Freilassung des Inhaftierten.“

Seine Gnaden geruhten zu lächeln. „Warum nicht, wenn sie recht dringlich geworden wäre?“ Soweit hatten sich der Herr Graf bisher in der Gewalt gehabt. Aber plötzlich mußte ihm eine böse Laune über die Leber laufen, denn Seine Gnaden rissen wieder die Fäuste hervor, rieben wie befehen an dem ohnehin blanken Lauf herum und schrien endlich wütend: „Warum hast sie denn nicht verbellt?“

„Siehst Du, mein Lieber,“ dachte der Mexikaner, „jetzt reden wir wieder deutsch.“ Und mit einem vergnügten Händereiben erwiderte er: „Weil man dem Bild nicht von der Windseite ankommen soll, wie Euer Gnaden wissen. Und weil Dorowiz doch nicht der — der richtige Anstand ist für ein solches Reh.“

„Was denn?“ höhnte der Graf. „Vielleicht die Straße?“ „Die Straße wohl nicht,“ kam es ruhig zurück, „aber vielleicht die — „Jagdhütte“!“

Wieder flog der rote Schein durch die Augen des Grafen. „Die Jagdhütte?“ Er stieß es mühsam hervor — wie bedrängt von der Erinnerung all der Abenteuer, die er dort schon durchkostet, die ihm von dorthier wieder zu winken schienen. Aber plötzlich stampfte er auf: „Die Schweighütte, ja! Da geht die Annaliese mir nach!“

Der Mexikaner blinzelte. „Vielleicht nicht bis hinein — aber draußen werden Euer Gnaden sie jedenfalls finden!“

Seine Gnaden schienen befremdet. „Draußen? Ach... wann denn?“

„Morgen, mit dem frühesten. Auf der Dedung Petrowiz sind nämlich jetzt allerlei „Klaubungen“ zu prästieren. Kümmel und Menthe blühen.“

„Und sie — hat sich — hinschicken lassen?“ stieß der Graf hervor.

Der Mexikaner lächelte. „Erstens ist es eine untertänige Pflicht, wie Euer Gnaden wissen. Zweitens aber wollte sie durchaus vorstellig werden für ihren Vater. Da muß ich ihr doch in Gottes Namen einen Ort nennen, wo der Herr Graf zu treffen wären, ohne daß sie Gefahr lief, von den Bedienten hinausgeschmissen zu werden! Die Majestätsgeluche, die nicht durch die Kabinettskanzlei geh'n, werden ja auch oft in den allerhöchsten Wagen geworfen.“

„Und sie hat keine — Scheu gezeigt, wirklich?“

„Auf freiem Feld? Da fühlt sich jede sicher. Auch hab' ich ihr ja angedeutet, daß sie nicht allein sein wird“ —

„Du schickst mir doch nicht einen Elefanten auf die Bude?“ fuhr der Graf auf.

„Behüte! Das heißt, ich laß die Klaubung ansagen, schick' aber die Mitberufenen in aller Frühe auf die and're Seite hinüber. So finden Euer Gnaden alles in Ordnung. Und wenn es Euer Gnaden paßt,“ er rieb die Hände, „geh'n Euer Gnaden diesmal eben nicht auf den Sahn, sondern auf die Henne!“

„Teufelskerl!“ murmelte der Graf zwischen den Zähnen, stellte die Flinte zur Seite, verschränkte die Arme und kniff die Augen ein. Der „maitre de plaisir“ verstand, daß Seine Gnaden nunmehr allein sein wollten.

„Dedung Petrowiz...“ Da lag sie vor ihm, die röllig-gelbe Heide, auf der jetzt Kümmel und Menthe blühten, während rechts und links dichte Wälder ihre nachtblauen Schattten über den bunten Blütenteppich warfen und die Sonne um Mittag mit einer Einsamkeit buhlte, die nach dem Glauben des Volkes Gespenster heraufbeschwor am helllichten Tage. Gespenster! Er mußte lächeln. Wie es dort war, in schauernder Morgenfrühe, in schwüler Mittagsstunde und mondblauen Sommernächten — er wußte es besser! Der Spalt der eingekniffenen Augen wurde immer kleiner, immer enger. Wie ein Purpurgelucht flammte es vor seinem Blick, durch das ein weißer Schimmer nackter Leiber brach. Eine Stille tat sich vor ihm auf, die wie ein Abgrund war, aus dem die Mollust heraufstöhnte und der heiße Rauch des sonnen-durchwärmten Grafes — der zu allen Fenstern der „Schweighütte“ hereinschlug! Das dumpfe Gesurr der wilden Vienen und Hummeln, das wie ein Gesumm ferner Tamburine in die wollüstige Stille drang... Nein, er hatte noch keine Gespenster dort gesehen.

Seine Lippen öffneten sich, die Zunge schlug mit einem kurzen Schnalzlaut an den Gaumen, einmal — zweimal — dreimal, zwischen jedem Laut eine kleine Pause markierend,

Es war die „Patz“, die er nachahmte. Fein still muß man sein bei dieser Jagd! Mußte achten, daß jeder Schritt mit dem Lockruf des Hahnes zusammenschlug — ja nicht in eine Pause fiel. Ob er ruhig genug sein würde, auch den Hahn zu bekommen? Um die Henne war ihm nicht mehr bange.

Mit einem großen Schritt trat er an die Tür und legte die Finger in den silbernen Ring des seidenen Glockenzuges, den seine Mutter gestiftet. „Weidmanns Heil!“ stand in glühender Perleinschrift darauf zu lesen. Ganz oben sah man den Hirsch des heiligen Subertus mit dem goldenen Kreuz zwischen dem Gestäng. Die Frau Gräfin selig waren eine so fromme Dame gewesen und hatten gewünscht, daß die Thron bei jeder Handlung an Den erinnert würden, bei Dem nichts unmöglich war. Aber ihre Mannsleute lernten gar bald, darüber hinwegzuschauen. Und schließlich . . . vor den „gnädigen Herren“ war ja damals auch nichts unmöglich. Kam es aber zum Sterben, war der Pfarrer noch immer rechtzeitig da.

Mit einem heftigen Ruck setzten Seine Gnaden den Zug in Bewegung. Im Vorsaal schrillte die Glocke auf, so laut und hell, daß der Leibjäger mit einem drolligen Sprung aus dem bleiernen Schlummer emporfuhr, in den ihn die Müdigkeit einer schlaflosen Nacht versenkt hatte. „Man hat doch nie Ruhe,“ dachte der arme Kerl. Sein Büdling war aber deshalb nicht weniger tief, als er in die Jagdkammer trat.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

20]

Die Meisterin.

Die Grete war aber mehr fürs Reden, als fürs Schweigen und hielt es nicht lange aus.

„Wissen Sie noch,“ fragte sie, „wie wir zusammen in die Schule gegangen sind?“

„Nu freilich,“ erinnerte sich der Paul, „in der ersten Klasse beim Kanter waren wir a Jahr zusammen!“

„Ju, Sie waren in der ersten Abteilung der Erste und taten immer uhschaffen, wenn der Kanter amal nich da war!“

„Nu freilich!“

Es schmeichelte dem Burschen, daß sie das noch wußte.

„Neh haben Sie och amal uhsgechrieben, und wie der Kanter kam, kriegt ich Prügel!“

„Je,“ tat er verlegen, „dabon weiß ich heute nisch mehr!“

Heute war's ihm leid, daß er dem hübschen Mädel ein Leid zugefügt hatte, und es wurde ihm weh ums Herz bei dem Gedanken: sie könnte ihm, was er als Junge gefehlt hatte, noch nachtragen.

„Na gell,“ bat er, „dadrum keene Feindschaft nich!“

Da lachte die Grete hell auf:

„Ich hatte die Schmitze verdient,“ bekannte sie fröhlich, „meine Wusche war wieder amal durchgegangen!“

„Aber ich hätt's doch nich machen sollen!“

„Warum denn nich? Ich bin doch nisch besserch wie die Andern?“

Er antwortete nicht, sah sie nur mit leuchtendem Blick an.

Sie verstand, was dieser Blick sagte, und senkte für kurze Zeit erröthend die Lider. Als sie wieder aufsaß, tauchten ihre Blide stumm ineinander und hielten sich lange fest. Es war eine selige Stille um sie, und jedes fühlte beglückt das zitternde Schlagen seines Herzens.

Die Grete brach dies Schweigen zuerst.

„Da mühten wir doch eigentlich Du sagen zu'nander,“ meinte sie schalkhaft-verschämt.

„Ja?“ fragte der Bursche halb verwundert, halb zweifelnd.

„Nu ja, 's is doch immer so, nich,“ wurde sie ein wenig unsicher, weil er nicht gleich zustimmte, „daß Schulkameraden Du sagen zu'nander, auch später noch. Ich duz mich sonst noch mit allen!“

Nun war sie doch rot geworden über ihre Keckheit.

„Aber wenn Sie nicht wollen!“

Da trat er rasch zu ihr und sah sie recht treuherzig verlobt an:

„Gelt?“ bat er, dem Mädchen die Hand reichend, „wir sagen wieder Du zu'nander?“

Er ließ ihre Hand so bald nicht wieder los, und plaudernd, scherzend standen sie, von den verschlungenen Händen, von lachenden, leuchtenden, lieben Blicken gebunden, zusammen am Fenster.

Dann lehnten sie beide, in den heller und freundlicher gewordenen Tag hinaussehend, auf dem Fensterbrett. Sie mühten dicht zusammenrücken, sonst hätten sie in der schmalen Nische nicht Platz gehabt. Es wurde so schon ein wenig eng, und der Paul nahm, damit die Grete sich mehr ausbreiten konnte, den rechten Arm weg, und da er nicht wußte, wohin er mit ihm sollte, legte er ihn schen und leise um ihre Taille. Und sie duldeten es gern.

Er spürte die Wärme, die weiche Rundung ihres Mädchenleibes; er fühlte, wie sie heimlich sich enger an ihn drängte; er empfand jede, auch die leiseste ihrer Bewegungen; das verhaltene Bittern, das Strömen ihres Blutes, das durch ihren Körper ging,

und ein Blutstrom lief durch ihn hin, wonnig heiß und süß. Fester und fester presste er seinen Arm um ihren Leib, dichter schmiegt die Köpfe sich aneinander, daß Wangen fast an Wangen lag, und seine Stimme war, wenn er sprach, heiser vor behaltener Erregung.

Da ging die Tür, und von dem quarrenden Ton aus aller Seligkeit gerissen, fuhren die beiden auseinander.

Der Joseph war als Erster eingetreten; der Schuster klopfte, wie man durch die offene Tür hören konnte, im Hausflur noch den Stragenschuh von den Schuhen.

„Ne, nun seht od das Pärle!“ neckte der Geselle, dem die Verlegenheit der beiden Jungen nicht entgangen war. „Wie 'ne Pöonie, so rot sein sie geworden alle beide!“

Die Grete hatte sich am schnellsten gefaßt. Mit der Faust drohte sie scherzend nach dem Töpel, der so grob in das feine Gespinnst ihrer jungen Liebe griff.

„Ihnen wird auch gleich rot vor a Augen werden und grün und blau dazu!“

Alles lachte und so war von den jungen Leuten schnell der Bann der Verlegenheit genommen.

„Nu, Pause,“ begrüßte Glück Karl den Tischlersohn freundlich, „sieht man Dich auch wieder amal?“

Er tat, als wären sie von jeher die besten Freunde gewesen, die nur gerade in den letzten Tagen sich nicht gesehen hatten, und dem Paul wurde, er wußte selbst nicht warum, bei dieser Freundlichkeit so warm und froh ums Herz, als wäre ihm das schönste Glück widerfahren.

Grete war hinausgegangen, den Kaffee fertig zu machen, und als sie mit der braunen Buzgellanne in der einen, den Teller mit Butterbrot in der anderen Hand in der Tür erschien, schlug der Joseph, der heute nun einmal das Reden nicht lassen konnte, vor Bewunderung die Hände zusammen:

„Je, asu sein! Gelt, das is bloß wegen 'm Paule? Wenn ich alleene komm, da puzen Sie sich nich asu!“

„Das tät sich auch grade lohnen bei Jhn'n,“ bekam er schnippisch zur Antwort.

Sie sah aber auch wirklich niedlich aus in dem schwarzen, eng anliegenden Kleide, das die schönen Formen ihres Leibes erst gut zur Geltung brachte. Sie hatte sich am Kragen eine weiße Chiffonrüsche eingestekt; die goldene Brosche, von der Mutter her in ihrem Besitz, und das weiße Spitzenhürzlein, das sie zur Feier des Tages umgelan, machten sie, meinte der Paul, so schmuck und vornehm wie ein Stadtfräulein. Und das blonde Haar, in schweren Flechten rund aufgesteckt, lag auf dem zierlichen, grazios getragenen Köpfchen wie eine Krone.

Der Paul konnte seine Augen nicht losreißen von ihr, und so achtete er gar nicht darauf, daß er, ohne sich lange nötigen zu lassen, mit am Kaffeetisch saß und eine volle Tasse vor sich hatte, als wäre er eigens zum Kaffee hergekommen.

„Nu, da trink al,“ mahnte das Mädchen freundlich.

Lachend stieß der Joseph den Freund an:

„Hastu gehört, Karle? Duzen tun sich die beiden och schon!“

„Was geht denn Sie das an, hä?“ fuhr die Grete auf ihn zu.

„Wir sein alte Bekannte, gelt Paule? Von der Schule her noch!“

So unbefangen sie auch tat, feuerrot wurde sie doch im Gesicht, weil sie den Vater so eigen schmunzeln sah.

„Was haben Sie denn heute bloß immer mit mir, hä?“ maulte sie mit dem Joseph, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Es war eine gemüthliche Kaffeerunde, und unter Scherzreden, Plaudern, Lachen verschwand der Berg Butterbrote wie tauender Schnee im Frühling. Der Schuster erzählte einige seiner schönsten Witze und Anekdoten, die nicht alle durchaus harmlos waren, der Joseph vergaß nicht auf das Reden, die Grete nicht auf ihre schnippischen Antworten, der Paul machte verliebte Augen und spielte im übrigen den Stummen. Wenn unter dem Tisch heimlich ein kleiner Fuß seine derben Trapper drückte, strahlte er in vollendeter Glückseligkeit.

Die Nacht mischte ihr Schwarz in das trüber gewordene Grau des Spätnachmittags, und in der Dämmerstunde rückte die Grete dichter an den jungen Burschen; ihr Knie lag an seinem Bein, wie unabsichtlich legte unter den Fransen der Tischdecke ihre kleine, feste Hand sich auf seine gröbere Rechte und blieb dort mit sanftem, warmem Druck liegen, bis der Vater nach der Lampe verlangte.

Dann fiel jemandem ein — es war gewiß die Grete — daß der letzte November Andreasabend sei. Da mußte doch so mancherlei Zauber probiert werden. Meigiechen, Lichtleinschwimmen, Latzfenwerfen, der so lustig die Zeit vertrieb, daß auch das Abendlicht die Burschen noch im Schusterhause traf.

Zu dem einfachen Mahle, das dem Paul um vieles besser dünkte als daheim, weil das Mädchen selbst ihm die Schnittchen bereitet und sie mit hellen, freundlichen Blicken würzte, holte der Schuster seine Kümmelflasche herbei.

Er goß die Gläser voll, die Grete hingeseht hatte.

Als er zu dem des Paul kam, fragte er, und sein Blick funkelte dabei in der Erinnerung an die alte Schmach:

„Du magst doch auch a Stamperle, gelt?“

„Ne,“ schüttelte der Bursche den Kopf, „Schnaps trink ich keinen nicht!“

„'s is a süßer, a echter Billa!“

„Ich mag nicht!“

„Aber Paul,“ redete auch die Grete ihm zu, „Du bist doch kein altes Weib! So a Gläsel Schnaps schmeißt Dich nich um!“

Unficher sah der Bursche sie an. Das Lachen der beiden Männer machte ihm nichts; den Spott und den Zweifel in den Augen des Mädchens aber mochte er nicht ertragen.

„Du mußt mir doch auch Bescheid tun!“

Redlich lächelnd hielt sie ihm das Glas entgegen.

„Was?“ fragte verwundert der Bursche, der von allen Trinksitten so gar nichts wußte.

„Anstoßen mußte amal mit mir!“

Da erinnerte er sich dunkel, wie er als Knabe oft mit dem Vater und mit dem Onkel Glüd angestochen und wie ihm das immer so viel Vergnügen bereitet hatte

„Ach asu!“ meinte er verstehend und hielt ihr sein Gläsel steif entgegen. „Proßt!“ sagte er, und als die Gläser aneinander stießen, geschah es so hart, daß ein Teil des Inhaltes dabei verschüttet wurde.

„Schade um jeden Tropfen.“ bedauerte der Joseph.

„Run mußte auch trinken!“ mahnte die Grete, weil er das Glas, ohne auch nur daran zu nippen, wieder vor sich hingestellt hatte.

In sein Gesicht kam ein ängstlicher Zug, als stiege leise eine Furcht in ihm auf; unentschlossen sah er zu dem Mädchen auf, das ihn lächelnd, mit einem tiefen, heißen Leuchten auf dem Grunde der Augen anblickte.

„Ich mag doch keinen Schnaps!“

Das Leuchten in den lieben Augen verschwand, das Lächeln starb.

„Wenn Du mir das nich amal zu Gefallen tun kannst,“ schmollte die Grete und wandte sich von ihm ab.

Da stieg es heiß in dem Burschen auf.

(Fortsetzung folgt.)

83. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Karlsruhe, 28. September 1911.

Die Gesamtsitzung der medizinischen Hauptgruppe, in der über Salvarjan (Chrlchs Gata 606) verhandelt wurde, bot ein wesentlich anderes Bild als die entsprechende Sitzung vor einem Jahre in Königsberg. Damals war es die große Sensation der Tagung; lange vor Beginn war die Aula überfüllt, die Türen blieben geöffnet, und die weiten Korridore waren ebenfalls mit dichtgedrängten Menschen besetzt, die Professor Ehrlich sehen und hören wollten. Aus aller Welt waren Aerzte herbeigeeilt, die von ihren guten Erfahrungen mit Gata 606, das inzwischen in Salvarjan umgetauft ist, berichten wollten.

Im Zeitlauf eines Jahres ist man kritischer geworden, und manche möchten das Salvarjan sogar schon in Grund und Boden verdammen.

Zwar war auch jetzt der Andrang sehr groß. Daß man aber Ehrlich und seinem Mittel heute erheblich ruhiger gegenübersteht wie vor einem Jahre, beweist schon der Umstand, daß man zunächst zwei Referate über ein ganz anderes Thema: „Ueber die innere Sekretion“, auf die Tagesordnung derselben Sitzung gesetzt hatte, und recht geduldig hörte man den ersten Referenten, Prof. Wiedl-Wien, an, der etwa 1½ Stunden sprach; dann freilich ließ man Prof. Ehrlich zu Wort, aber lediglich, weil der Großherzog mit Gefolge sich inzwischen eingefunden hatte, der speziell Ehrlich zu hören wünschte. Ehe man dann auf Ehrlichs Ausführungen einging, folgte das zweite Referat über die innere Sekretion von Prof. Rorawicz-Freiburg, worauf eine mehrstündige Pause eintrat.

Ehrlichs Ausführungen stellten eine Zurückweisung der gegen die Salvarjanbehandlung erhobenen Angriffe dar. Daß Syphilitische sterben, darf nicht überraschen, und darauf, daß in verzweifelt liegenden Fällen auch das Salvarjan keine Heilung mehr bringen kann, waren Ehrlich und andere ruhig denkende Aerzte von Anfang an vorbereitet. Ferner darf man nicht alles, was von den tödlichen Wirkungen des Salvarjans erzählt wird, unbesehen glauben, nachgewiesenermaßen handelt es sich dabei zuweilen um echte Räubergeschichten. So stellte sich bei einer vielbesprochenen „Salvarjanleiche“ in Rußland heraus, daß der Mann erdroffelt war, und der Mörder hatte mit Erfolg ausprägen können, sein Opfer sei an Salvarjanvergiftung gestorben. In anderen Fällen, wo eine Verschlimmerung der Krankheit nach der Injektion (Einspritzung) von Salvarjan beobachtet wurde, konnte nachgewiesen werden, daß nicht das im Salvarjan enthaltene Arsen die Ursache war, sondern der Umstand, daß ungenügend destilliertes Wasser verwendet wurde, in welchem sich wieder zahlreiche schädliche Bakterien angesiedelt hatten. Auch darf die Tatsache nicht vergessen werden, daß bisher einige hunderttausend Fälle behandelt sind, wovon in mehr als 90 Proz. volle Heilung erzielt wurde. Wendet man das Salvarjan frühzeitig an, so wirkt es fast immer; bei weiter vorgeschrittener Syphilis wird man es vielleicht mit anderen Behandlungsweisen kombinieren können.

In der Diskussion, an der sich zahlreiche erfahrene Hautärzte

aus Deutschland, Oesterreich und Rußland beteiligten, striff man sich lediglich über die zweckmäßigste Art und Weise der Salvarjan-Anwendung, über die Frage, ob sie nur im Hospital oder auch bei Leuten, die ihrer Arznei nachgehert, angebracht sei und in welcher Weise sie im letzteren Falle anzuwenden sei; dagegen trat eine Segnerschaft gegen die Salvarjan-Behandlung an sich nicht zutage, vielmehr konnte über eine ungemein große Zahl von Erfolgen berichtet werden. Unter den Hunderttausenden von Fällen befanden sich nur zwei tödlich verlaufene; in dem einen trägt der sogen. „Wasserfehler“, die Benutzung von destilliertem Wasser, das schon lange gestanden hatte, die Schuld, und in dem anderen hatte sich die Patientin entgegen der ausdrücklichen Verordnung des Arztes mit schweren Arbeiten beschäftigt, insolge deren eine Hirnswellung eintrat. Das Salvarjan ist demnach ein gar nicht genug zu schätzendes Heilmittel in der Hand des erfahrenen Arztes.

In gemeinsamer Sitzung aller Gruppen sprach zuerst Prof. Garten-Siegen über

Bau und Leistungen elektrischer Organe,

die bei außerordentlich zahlreichen Arten von Fischen vorkommen. Der elektrische Schlag eines Bitterfisches vollzieht sich mit allergrößter, mit den feinsten Instrumenten kaum meßbarer Geschwindigkeit und bei einzelnen Arten mit sehr großer Kraft, die beim König der Bitterfische, dem in Südamerika vorkommenden Bitteraal, 300 Volt erreicht. Der Vorkragende zeigte einen Behälter mit einem Bitterwels aus dem Nil, der auf der einen Seite mit einem Telephon, auf der anderen mit einem in ein Hebelwerk eingespannten Froschmügel verbunden war. In dem Moment, in welchem man den Bitterfisch ganz zart mit einem Glasstab berührt, hört man das Telephon tönen und sieht den Froschmügel zusammenzucken. Setzt man kleine Frösche in den Behälter, so stören sie den Fisch in seinen Schwimmbewegungen, es erfolgt Schlag auf Schlag, der elektrische Schlag geht auch durch die Tiere hindurch, so daß sie mindestens fortgeschleudert, wohl auch vorübergehend gelähmt oder gar getötet werden. Das Studium des näheren Baues der elektrischen Organe ist ganz außerordentlich fortgeschritten und bietet eine Fülle von Anregungen auch für die Lösung vieler allgemeinen Fragen der Nervenlehre.

Prof. Siebers-Siegen sprach dann über

die heutige und frühere Vergletscherung der südamerikanischen Cordilleren,

die mit den wichtigsten Problemen der Eiszeit eng zusammenhängt. Er meint, die Vereisung müsse auf außerirdische Vorgänge zurückgeführt werden und glaubt, sie könne ihre Ursache in großen Temperaturschwankungen der Sonne haben; kleinere derartige Schwankungen sind ja bekannt, aber auch größere, die eine zeitweilige Vereisung und Vergletscherung der Erde herbeiführen müssen, hält er nicht für ausgeschlossen, wenn wir uns vorläufig auch gar keine Vorstellung von dem ursächlichen Zusammenhang solcher Wärmeschwankungen auf der Sonne machen können.

Den letzten Vortrag in dieser gemeinsamen Sitzung aller Abteilungen der Gesellschaft hielt Prof. Arnold-Karlsruhe über das magnetische Drehfeld und seine neuesten Anwendungen.

Die magnetische Wirkung des elektrischen Stromes ist ja schon lange bekannt; aber die fortdauernde Aenderung der Richtung der magnetischen Kraft in gleichmäßig sich drehendem Sinne durch Anwendung mehrerer elektrischer Ströme mit andauernd wechselnder Stromrichtung — die Erzeugung eines magnetischen Drehfeldes durch mehrphasige Wechselströme — ist eine kaum 20 Jahre alte Erfindung, und gerade ihr kommt eine hohe Bedeutung für die Entwicklung der Elektrotechnik zu, die der Redner in anregender Weise schilderte. In rastloser Weise haben Theoretiker und Praktiker auf gemeinsamem Felde zusammengearbeitet und so den raschen und dauernden Erfolg herbeigeführt, von dem die elektrischen Kraftübertragungen und Zentralen bereitetes Zeugnis ablegen.

Nachmittags fanden wieder Abteilungsitzungen statt.

Wir erwähnen im Zusammenhang mit dem letztgenannten Vortrag den von Dr. Lichtenstein-Berlin in der Abteilung für Ingenieurwesen und Elektrotechnik über die Energieübertragung mittels hochgespannter Ströme unter besonderer Berücksichtigung der interurbanen Leiter. Er berichtete über die von ihm vorgenommenen Untersuchungen, betriebssichere Starkströme von 40 bis 80 000 Volt zu schaffen. Diese Aufgabe bezeichnet er als gelöst. Er kam dann auch auf das Ergebnis des Betriebes der ersten elektrischen Bahnanlage in Deutschland, Bitterfeld-Deffau, zu sprechen. Dort wird den Fernleitungen die elektrische Energie in Form eines Wechselstromes bei 60 000 Volt durch zwei Systeme von je zwei Einfachadern zugeführt. Die Gesamtlänge der Kabel beträgt 8 Kilometer, die Spannung jedes Leiters gegen die zugehörige Bleihülle 30 000 Volt. Diese Anlage ist seit 5 Monaten im vollen Betrieb, ohne daß sich irgendwelche Störungen durch Kabeldurchschläge und dergleichen ereignet hätten.

In der Abteilung für Chirurgie sprach Professor Dr. V. Czerny-Heidelberg über die Therapie des Krebses. Es ist zweifellos das sicherste, den Krebs so früh wie möglich zu diagnostizieren und durch Operation zu heilen. Liefliegende, nicht operable Krebse entziehen sich der Therapie. In solchen Fällen kann man nichts tun, als die Schmerzen lindern. Wir wissen nicht, worauf die anarthische Wucherung der Zellen beruht, welche die Bösartigkeit des Krebses bedingt. Antichemische Batterienprodukte

und Parasiten wirken als lokale Reize und können zur Entwicklung des Krebses führen. Krebse sollen häufig durch Traumen (Stöße) entstanden sein. Doch muß in jedem Falle neben dem äußeren Reiz eine Krankheitsdisposition angenommen werden. Alle Statistik beweist, daß der Krebs in Kulturländern an Häufigkeit zunimmt. Außerordentlich wichtig wäre es bei der Operation des Krebses, ein Verfahren zu finden, welches den Gefahren der Rezidive vorbeugen könnte. Neben der Operation werden die Röntgenstrahlen, das Radium und schließlich auch das Salvarsan zur kombinierten Behandlung des Krebses angewandt werden können.

Das Licht in der Kosmetik behandelte ein Vortrag von Prof. Kromayer-Berlin in der dermatologischen Abteilung. Seitdem wir in der medizinischen Quarzlampe mit dem von Dr. Krons erfundenen Quecksilberlicht eine bequem anzuwendende und sehr energiereiche Lichtquelle erhalten haben, hat sich die therapeutische Anwendung des Lichtes in der Medizin, besonders in der Dermatologie, sehr verbreitet. Besonders wichtig wird die Quarzlampe für die wissenschaftliche Kosmetik, die nicht einfach kosmetische Fehler verdecken, sondern tatsächlich beseitigen will. Eine große Reihe kosmetischer Leiden kann durch die Behandlung mit der Quarzlampe geheilt oder gebessert werden. Durch die Bestrahlung der Haut mit der Quarzlampe entsteht eine reaktive Entzündung, unter deren Einfluß die krankhaften Gewebsveränderungen eingeschmolzen werden. Wenn sich dann die Haut geschält hat, bildet sich eine neue, zarte, glatte, von fogen. Unreinigkeiten befreite Haut. Durch eine einzige Hautbestrahlung können so Hautverfärbungen (Pigmentationen), Eiterpödel, Miteffer, Talgdrüsen-erkrankungen, Hornpödel, epidermale Veränderungen usw., beseitigt werden. Bei dem fogen. kreisförmigen Haarausfall (Alopecia areata), bei dem runde, völlig kahle Stellen auf dem behaarten Kopfe entstehen, tritt unter der Einwirkung des Lichtes rasch ein Neuwachstum ein. Sehr bemerkenswert ist auch der Einfluß des Lichtes auf entstehende rote Narben, die bis zur Unkenntlichkeit weiß und weich werden. Die auffälligsten Resultate erzielt aber die Lichtbehandlung bei allen Formen von entstehenden Gesichtserweiterungen in der Haut, Kupferfenne, roten Nasen, roten Wuttermätern. Man darf wohl sagen, daß heutzutage das Licht eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste und unentbehrlichste Kosmetikum des Arztes ist.

In der Abteilung für Ethnologie (Völkerkunde) sprach Dr. H. Hennig-Berlin-Friedenau über Telegraphensysteme der Naturvölker. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, wenn man glaubt, daß die Kunst der Telegraphie erst eine Erfindung neueren Datums sei. Vielmehr sind optische und akustische Telegraphie in systematischer Anwendung seit den ältesten Zeiten und bei zahlreichen Völkerstämmen, zum Teil sogar bei ganz wilden Völkern, nachzuweisen. Die Feuer-telegraphie von oft erstaunlicher Genauigkeit der mitzuteilenden Nachricht bei zahlreichen mehr oder weniger wilden Völkern der verschiedensten Erdteile und in höchst entwickelter Weise gerade bei den auf verhältnismäßig sehr niedriger Stufe stehenden Eingeborenen Australiens, die mit Hilfe von besonders geformten oder gefärbten Feuerzeichen nahezu jede beliebige Meldung auf sehr große Entfernungen zu senden vermögen, und zwar mit einer Schnelligkeit, die gewöhnlich der europäischen Telegraphie überlegen war. Neben dieser optischen Telegraphie, die nur dort anwendbar ist, wo große Ebenen weite Ausblicke gestatten, kommen noch akustische Signale in Betracht, die fogen. Trommeltelegraphie, die man erst in den allerletzten Jahrzehnten kennen gelernt hat. Diese Telegraphie gestattet, jede beliebige Meldung zu übermitteln. Die Trommeltelegraphie scheint bemerkenswerterweise weder den Europäern, noch den Asiaten, noch den Nord-Amerikanern bekannt gewesen zu sein, sondern vor allem den Völkern in Süd-Amerika, insbesondere im Amazonengebiet, ferner in dem westlichen und mittleren tropischen Afrika, wo besonders die Qualla die Trommeltelegraphie zu einer merkwürdig hohen Entwicklung vollendet haben und schließlich auch auf der australischen Inselwelt, wo sich selbst deutsche Regierungsbeamte der Trommeltelegraphie zu Verhandlungen mit feindlichen Eingeborenen erfolgreich bedient haben.

B. B.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Der Keplerbund und seine Gelehrten, eine notwendige Auseinandersetzung. Unter diesem Titel erschien soeben im Neuen Frankfurter Verlag (1.—M.) eine Broschüre von M. P. Baege, die sich mit den Maximationen des fassam bekannten, teilweise auch schon berückichtigten Keplerbundes befaßt. Der Keplerbund ist im Jahre 1907, wenig mehr als ein Jahr nach Begründung des Deutschen Monistenbundes als ausgesprochene Segengründung gegen diesen ins Leben gerufen worden, wenn dies auch von seinen Hauptern immer abgelehnt worden ist; er soll „das Volk dem Irrtum des Monismus entreißen, um es vor dem Untergang in den Wirren unserer Zeit (saj. sozialem, religiösem und ethischem Gebiet) zu retten“; „christliche Weltanschauung mit naturwissenschaftlicher Orientierung — sie aufzubauen, sie zu pflegen, sie unserem Volk und seinen weitesten und breitesten Schichten darzubieten“, ist sein Ziel. Wer draußen im Lande

mit dem Keplerbund und seinen Gelehrten bereits zu tun hatte, kennt die Art und Weise, wie da naturwissenschaftliche Kenntnisse verbreitet werden, der weiß, daß man sich auf dieser Seite nicht scheut vor direkter Verschleierung und Umdeutung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse; ja vor den größten Entstellungen und rein persönlichen Verdächtigungen und Berunglückungen der Gegner scheut man nicht zurück. Gaedel vor allem, an den der ganze naturwissenschaftliche Stab des Keplerbundes zusammengenommen auch nicht im entferntesten heranreicht, weiß davon ein Liedlein zu singen. Nicht allein, daß auf solche Weise die Wissenschaft beim Volke diskreditiert wird, auch die Art, wie man von Seiten des Keplerbundes populäre Naturwissenschaft verzapft und wie man diese in raffiniertester Form für christlich-apologetische Zwecke auszunutzen versteht, verdient die Aufmerksamkeit aller Kreise, die an voraussetzungsloser Aufklärung interessiert sind. Baege weist in seiner Broschüre an verschiedenen eklatanten Beispielen in überzeugender Weise nach, in welcher echt jesuitischer Manier die Gelehrten des Keplerbundes für ihre reaktionären Zwecke arbeiten, trotzdem von ihnen offiziell behauptet wird, der „Keplerbund sei in Fragen der Religion und der Weltanschauung völlig neutral“, und brandmarkt gebührend den häufig direkt demagogischen Charakter ihrer Veröffentlichungen.

Schach.

Betrachtungen über das Ergebnis des Karlsbader Turniers.

Das nun beendete große internationale Meßen in Karlsbad zeichnet sich vor allen Dingen durch seine überraschend große Zahl (26) von Teilnehmern aus; denn das Komitee hatte viele bisher im Meisterspiel mehr oder weniger unbekannte junge Kräfte zugelassen. Dieses Verfahren wurde vielfach getadelt. Das Resultat hat aber dem Komitee vollauf Recht gegeben, denn jeder der jungen Teilnehmer hat das ihm geschenkte Vertrauen gerechtfertigt; indem keiner die Meisterschaft ungedeckt, sondern laut üblicher Forderung mindestens das Drittel der Gesamtzahl der von ihm gespielten Partien gewonnen hat. (8 1/2 Zähler von 25 Partien.) Dieses Ergebnis sei mit Freuden begrüßt: der Jugend gehört die Welt! Der menschliche Geist ist und soll unbegrenzter Verbollständigung und Entwidlung fähig sein, indem die neuen Generationen, von den Erfahrungen und Errungenschaften der Vorfahren profitierend, ihr eigenes zur Schachkammer des menschlichen Intellektes hinzuzufügen, um die somit vermehrte Erbschaft den Nachkommen zur weiteren Bereicherung zu übergeben. Dieses Naturgesetz vollzieht sich selbstredend auch auf dem rein geistigen Gebiete des Schachs und die junge Meistergeneration soll immer die „vermehrte und verbesserte Auflage“ vorstellen! . . . Gerade weil unsere eigene Jugendzeit uns so teuer ist, pflügen manche alte Leute geneigt zu sein, alles, was mit ihrer eigenen Jugend zusammenhängt, als „besser“ zu betrachten. Dieser subjektive Schimmer ist meistens ein grober Irrtum. Auch diesmal, nach dem was wir in Karlsbad selbst gesehen und erlebt haben, müssen wir objektiverweise zugeben, daß man heutzutage in bezug auf die Qualität der Spielführung ganz bedeutend schöner, besser, schärfer und mutiger Schach spielt als ehemals. So mancher Veteran steht vor der des Schachs besessenen Jugend beschämt da; denn sie hat doch jetzt eine große Zahl erlassiger Glanzleistungen erzeugt. Manche dieser Perlen wird das von Widmar herauszugebende Turnierbuch enthalten. —

Wenn nun auch die Jugend glorreiche Schlachten und Heldentaten zu verzeichnen hat, so ist doch der oberste Platz Leichmann zugefallen, der in gebiegen korrekter Art seine Kruppen führte. Nur dem Altmeister Wurn gelang es, jenem eine erste Schlappe beizubringen. (Duras hatte das Glück, in letzter Runde mit Leichmann zusammen zu kommen, als dieser die Partie nicht mehr nötig hatte.) Schlechter war vom vorhergehenden Match mit Tarrasch müde. Rubinstein war krank (wurde sogar während des Turniers operiert). Er verbankt seinen Platz mehr einem ungewöhnlichen Turniergeild. Sein Schüler Kotleri besigt nicht seine Begabung. . . . Niemandowitsch hat einen pridelnden Spieltypus, der des Glückes bedarf, um Erfolg zu haben.

Zu Ehren des Karlsbader Komitees (Herr V. Lieh) sei erwähnt, daß es mit den Traditionen des Deutschen Schachbundes gebrochen hat und, anstatt die Turnierfonds mit Festessen und Ausflügen zu vergeuden, lieber darauf bedacht war, das Geld zur teilweisen Dedung der Speisen aller Nichtpreissträger zu verwenden. So fielen diesmal die Freßerei, die Toaste auf Potentaten und sonstiger Klimbim weg. . . . Man kommt nicht essen- oder schwagenshalber zu einem Schachturnier, sondern um Spielleistungen zu vollbringen. Und dies ist diesmal reichlich geschehen. . . . Der Vorsitzende des Deutschen Schachbundes war nur zwei Tage als Gast und verschwand, weil es keine Gelegenheit gab, nur gegen die „Professions-Spieler“ Reden zu halten. . . . Die „Professions-Spieler“ sind nämlich Leute, die ihre Liebhaberei (!) zum Schach so weit treiben, daß sie der Sache, wie begeisterte Derwische, ihre Karriere, Zeit, Mühe und sonst alles opfern! Aus der „Philippica“ gegen diese Klasse des Schachs machen sich die „Amateure“ (?) des Deutschen Schachbundes eine ehrenvolle (?) „Profession“ . . . Sapiantia sat! . . .

S. Kapin.